

(Nachdruck verboten.)

Eheleute Strouhal.

11] Erzählung von M. A. Simáček.
Deutsch von Franta Hájek.

„Und ich gehe doch, weil ich nicht will, daß meine — und nur meine Kinder ein anderer ernährt.“

„Auch ich nicht?“

„Du noch weniger als ein anderer.“

„Und warum?“

„Weil es ohnehin schon ein großes Almosen war, als Du sie aus dem Glend heraufzogst. Daß Du jetzt noch die Kinder meines ersten Mannes ernährst, das will ich nicht, nein das will ich nicht! Schämen müßte ich mich, daß ich sie allein nicht zu ernähren vermag. Was gehen sie Dich an? Hat ihr Vater Dir etwas Gutes gethan? Nichts! Und als Du zurückkehrtest, hat er mich mißhandelt, weil ich mich Deiner Heimkehr freute. Die schlechtesten Namen gab er Dir, und Du willst jetzt seine Kinder füttern? Genug, wenn Du mich ernährst.“

„All diese Sätze stieß die Frau ohne Unterbrechung hervor, in einem Atemzug. Offenbar hatten sie sich schon längst in ihr festgesetzt, als das Ergebnis längerer Nachdenkens.“

„Also Du siehst darin, daß ich Dich zur Frau nahm und für Deine Kinder sorgen will, nur ein Almosen? Was mich Deine Kinder angehen? Und das fragst Du, kaum eine Stunde, nachdem wir uns wieder versöhnt haben? Hast Du denn nicht bedacht, daß ich es nie und nimmermehr zugebe, daß mein Weib als Tagelöhnerin der fremden Arbeit nachgeht? Hörst Du? Nie und nimmermehr! Und wenn es gleich wieder so enden sollte wie das erste Mal. Wenn ich nicht ein Weib haben soll, eine Tagelöhnerin will ich nicht!“

Strouhal sprach es mit bewegter Stimme.

„Auch dann nicht, wenn ich Dich bitte, für meine Kinder selbst das Nötige verdienen zu dürfen, und wenn ich Dir verspreche, daß Du zu Hause stets alles in bester Ordnung haben sollst?“

„Nein, und wenn Du mich kniefällig darum bittest, niemals gebe ich es zu!“

„Dann muß ich wieder gehen“, antwortete die Frau traurig und sah sich in der traulichen Stube um, in die die ersten Strahlen der winterlichen Morgensonne hereinbrachen, in der es so lieb und warm war, so daß man in den Schnee draußen gar nicht hinaus mochte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Dieser Anblick ergriff Strouhal mächtig. Mit einer Stimme, in der alle seine Zärtlichkeit, so weit seine robuste Persönlichkeit es zuließ, sich offenbarte, begann er selbst sein Weib zu bitten, während er ihre arbeitsharten Hände in den seinen hielt und liebte.

„Höre, Marie, laß ab von dieser Absicht, es ist doch nur eine Dummheit!“

Sie wandte sich von ihm ab, um nicht seinem Blicke zu begegnen. So stand sie neben ihm mit dem zurückgewandten Gesicht und ihre Brust arbeitete unter dem Tuch, das sie umgebunden hatte. „Marie!“ rief der Mann und riß sie heftig an sich. „Marie, ich bitte Dich, schon aus Rücksicht auf Deine Kinder, bleibe hier! Lange genug mußte ich warten, bevor ich Dich in meine Häuslichkeit einführte. Es waren ganze fünfzehn Jahre! . . . Was fehlt Dir? Oder bist Du ungern hier, daß es Dich von hier fortzieht? Frau, ich bitte Dich, lege diesen unsinnigen Hochmut ab, wenn Dir etwas an mir gelegen ist, und wenn Du die Kinder nur ein bißchen lieb hast!“

Seiner Bewegung kaum Herr, presste der Oberheizer die Hände seiner Frau wie in einem Schraubstock. In seiner Brust stürmte es. Er neigte seinen Kopf dicht zu ihrem Gesicht, als wollte er die gesenkten Lider durchschauen. Marie antwortete nicht, sie blickte ihn auch nicht an, als fürchtete sie sich vor der eigenen Schwäche, wenn sie seinem Blicke begegnen würde. Sie verharrte in ihrer zurückgelegten Stellung, und wäre hingestürzt, wenn Strouhal seine Hände weggezogen hätte. Obwohl sie stumm und ihr Antlitz unbeweglich blieb, konnte man es dennoch wahrnehmen, daß sie in ihrem Innern einen schweren Kampf

kämpfte. Und schwer, sehr schwer mußte der Kampf sein, da sie so lange nicht antwortete.

In der Stube wurde es still. In diesem Augenblick schienen selbst die kleinen Kinder wie versteinert. Ihre Augen hingen gebannt an der Mutter. Strouhal vermochte sich nicht länger zu beherrschen, und faßte mit einem heftigen Ruck die Frau bei den Schultern und rief ihr mit einer leuchtenden, gewaltig niedergedrückten Stimme ins Ohr:

„Also, sprich!“

Nun kam endlich Leben in die Frau. Durch die unerwartete heftige Bewegung ihres Mannes aufgerüttelt, reckte sie sich in die Höhe, und indem sie ihre gepressten Hände aus denen ihres Mannes befreite, sprach sie fest:

„Ehe ich es zugebe, daß ein anderer meine Kinder ernährt, gehe ich lieber selbst!“

Strouhal starrte sie mit aufgerissenen Augen an, als traue er seinen Ohren nicht. Als er aber sah, daß es ihr voller Ernst war und sie bereits Anstalten traf, die Kinder zum Fortgehen zu rüsten, da packte ihn mit einem Male eine wahrhaftige Wut, die sich auch in seinem Gesicht in einer geradezu entsetzlichen Weise spiegelte. Er sprang zu dem Bette, warf die dort weggelegten Tücher und Kleider der Kinder auf die Erde, schlug mit dem Korbe mitten in der Stube auf die Dielen, so heftig, daß der Deckel weit davonslog. Und einmal im Zuge, begann er die herumliegenden Sachen mit den Füßen gegen die Thür zu stoßen, und als ihm ein Kind in den Weg kam, schob er es so wild von sich, daß es zurücktaumelte und zu weinen begann. Durch dieses Gebahren schien er nur noch mehr in Raserei zu geraten, und da er keine Kleidungsstücke mehr fand, die er ihnen nachwerfen konnte, begann er alles, was er auf dem Ofen, dem Tisch oder der Bank vorfand, herunter zu werfen und mit den Füßen in alle Winkel zu stoßen.

Genau so hatte er damals gerast, als sein Weib zum ersten Male von ihm ging. Er war jähzornig und in seinem Zorn konnte er sich selbst nicht. Damals endete der Zwist mit ihrem Fortgehen.

Die geängstigten Kinder schrien und suchten sich hinter der Mutter zu verstecken, die sich schweigend mit ihnen beschäftigte und ihnen wenigstens die Tücher umzubinden trachtete, bevor sie mit ihnen hinaustrat. Vorher war ihr Antlitz noch ruhig gewesen, aber jetzt standen ihr die Augen voll Thränen. Mit einem Male sank sie neben Mariechen auf die Knie, und das Kind an ihre Brust drückend, begann sie es zu küssen. Dann wandte sie sich unerwartet zu ihrem Manne, hob das Kind in die Höhe, und auf den Knien zu ihm kriechend, sprach sie mit stidender Stimme:

„Benigstens diesem unschuldigen Kinde zu Liebe solltest Du mich nicht hinausstreiben, und solltest mich arbeiten lassen.“

„Nein und nein, und hundertmal nein!“ brüllte Strouhal.

Das knieende Weib erbebt wie Espenlaub. Dann stand sie auf, nahm das Kind auf den Arm und schritt der Thür zu, ohne sich nach dem Manne weiter umzusehen. Und wer weiß es, ob sie, wenn sie ihn jetzt angesehen hätte, nicht noch nachgegeben hätte. Er trieb sie doch nicht fort, sie konnte ja hier bleiben und dennoch irgend einer Arbeit nachgehen, ungeachtet seiner Zureden und Verbote. Aber wäre das auch noch eine Häuslichkeit gewesen bei diesem ewigen Zwist? Und dann, sie war stolz und süßte sich in ihrem Stolz beleidigt. . . da war es also doch besser, fortzugehen, fort, weit fort! Vielleicht wieder zurück nach Tscheln? . . . Nein, dorthin nicht, nicht in diese Wohnungen, nur dorthin nicht! Aber wenn sie anderswo keine Arbeit bekommt, was bleibt ihr übrig? Kann sie sich vor jenen schrecklichen Zuständen schützen, kann sie ihre Kinder davor behüten, was sie dort erwartet?

Diese Gedanken tauchten noch in ihr im letzten Augenblicke auf, wie die Funken aufsprühen, wenn man in einem erlöschenden Feuer schürt. Alle kamen fast gleichzeitig. Stiegen in die Höhe und fielen wieder zurück und brannten, brannten in ihrer Brust, gegen die sie das Kind presste.

Sie trat bis an die Thür und erfaßte die Klinke. Plötzlich blieb sie stehen und erbebt am ganzen Körper.

Es fiel ihr ein, daß sie Strouhal etwas mitzuteilen ver-
gessen, was sie verpflichtet war, ihm zu sagen, und was zu
erfahren er ein Recht hatte. Sie hatte es sich freilich so
schön zurecht gelegt, wie sie es ihm leise, zärtlich ins Ohr
sagen würde, wenn sie allein wären und die Kinder schon
schlafen, dann gedachte sie es ihm zu sagen, den Arm
um seinen Hals . . . umsonst! Dazu kommt es nicht mehr,
dazu ist jetzt keine Zeit mehr. So muß sie es ihm so sagen,
je schneller und kürzer, desto besser.

„Strouhal, diese Kinder behalte ich bei mir und werde
für sie sorgen. Aber Dein Kind kannst Du Dir dann holen,
wenn es das Licht erblickt hat und mich nicht mehr braucht.
Das kannst Du dann selbst ernähren.“

Energisch faßte sie wieder an die Kante. Die Thür ging
auf und ein heftiger Luftzug zerrte an ihrem Kopfstück. Noch
ein Schritt, und die Thür trennte sie für immer von dieser
Hauslichkeit, zum zweiten Mal in diesem Jahre. Aber bevor
sie diesen Schritt thun konnte, stand Strouhal schon an ihrer
Seite und erfaßte ihre Hand.

„Mein Kind, mein eigenes Kind willst Du mir fort-
tragen? Ist es wahr?“

Und als wollte er die Antwort aus ihr herauspressen,
faßte er sie an beiden Schultern.

„Es ist wahr!“

„Dann darfst Du auch nicht fort! Mit meinem Kinde
. . . Niemals!“ Er stand vor ihr in drohender Stellung.

„Habe ich vielleicht auch hier kein Recht, das Kind zu
ernähren?“ fragte mit einem sonderbaren Lächeln die Frau.

„Marie, quäle mich nicht, ich rate es Dir!“ Diese Worte
begleitete Strouhal mit einer Bewegung, die zur Folge hatte,
daß die Thür wieder zuslog, und die Frau mitten in der
Stube stand, während der Mann sich ihr in den Weg stellte.

„Höre mich an, Mann; ich will hier bleiben, aber vorher
gehst Du wieder zur Frau Rehat, und sagst ihr, daß ich mit
ihr morgen im Schloß arbeiten darf.“

Sie sprach die Worte ruhig, aber fest.

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wig.

Kein Volkstamm der ganzen Erde steht auf so niedriger Daseins-
stufe, daß er nicht dem Landstrich, den er bewohnt, den Stempel
seiner Herrschaft aufgedrückt hätte. Mag ein noch so großer Abstand
sein zwischen dem civilisierten Menschen, der sich die Natur
seines Landes förmlich unterjocht hat, und dem Wilden, der
nur ganz wenige Werkzeuge zu gebrauchen versteht, so ist doch
dieser allen anderen Lebewesen so überlegen, daß er auf deren
Zahl, deren Verbreitung, deren Gewohnheiten in sichtbarem
Grade bestimmend wirkt. Kein Tier übt eine auch nur
entfernt so vielseitige Herrschaft auf die Natur seines
Wohngebietes aus, wie der uncivilisierteste Mensch. Wir finden
daher auf der Erde nur da eine in völlig ungestörter Wildnis
sich entwickelnde Pflanzen- und Tierwelt, wo der Mensch nie seinen
Fuß hingesezt hat. Es giebt aber nur wenige Stellen, die diesem
Kosmopoliten unzugänglich gewesen sind. Allerdings muß man von
dem mächtigen Reich der Meerestiefen absehen, in denen es jedoch
nur ganz niedere Pflanzen giebt und in denen auch die obersten
Säugetierstypen fehlen. Dagegen ist das Festland, soweit es über-
haupt für die höheren Lebewesen bewohnbar ist, fast allenthalben
vom Menschen in Besitz genommen worden. Trotzdem sind auch
seinem Ausdehnungsbestreben einige kleine Gebiete entgangen, und
gerade diese sind deshalb so interessant, weil sie die Entwicklung
einer Natur zeigen, die sonst vom Menschen beeinflusst ist und
deshalb nicht in ihrer ursprünglichen Wildheit beobachtet werden kann.
Ein solches Gebiet schildert neuerdings Schauinsland in einer an-
ziehenden Schrift „Drei Monate auf einer Koralleninsel (Bremen 1899).
Das kleine Eiland Laysan, das in der Nähe der Hawaii-Inseln liegt,
hat seine ursprüngliche Wildheit bis auf die Gegenwart bewahrt,
jetzt sind allerdings seine Guanoschähe die Veranlassung geworden,
Menschen, d. h. eine Handelsgesellschaft nach dieser Insel zu locken.
Schauinsland beschäftigt sich besonders mit der Tierwelt dieser kleinen
abgeschlossenen Welt. Laysan ist von ungeheuren Scharen von See-
vögeln bewohnt, die hier zu brüten pflegen. Schon das ist eine
Erscheinung, die mit der Nähe des Menschen unvereinbar ist. Wo
dieser haust, da nisten die Tiere in versteckten Winkeln, auf hohen
Bäumen und anderen schwer erreichbaren Plätzen. Hier aber
brüteten die Vögel zum großen Teile auf dem Erdboden und zwar
in so großer Menge, daß der Forscher an manchen Stellen
sich vorsehen mußte, um nicht Schritt für Schritt auf ein
brütendes Tier zu treten. Schon aus Rücksicht auf den Platz
würde also die Existenz solcher Vierscharen im Verein mit dem
Menschen unmöglich sein. Aber nicht nur auf dem Boden, sondern
auch im Gebüsch, ja in Höhlen unter der Erde brüteten die Vögel in
großer Anzahl, so daß sie drei Etagen übereinander füllten. Der
Boden ist teilweise derart unterwühlt, daß der Forscher in die

Höhlungen hinabtraß. Also allein durch die Größe seines Körpers-
gewichts würde der Mensch diesem Höhlenbrüter zu schaffen machen.
Von der kolossalen Menge von Vögeln aber, die hier, vom Menschen
ungestört, Platz finden können, kann man sich erst einen Begriff
machen, wenn man hört, daß jede Vogelart nur einige Zeit
auf der Insel verweilt und dann von anderen abgelöst wird.
Schauinsland hält es für wahrscheinlich, daß sich hier unter
den Vögeln eine ganz bestimmte Reihenfolge in der Benutzung
der Insel zum Brutort herausgebildet hat. Und hier war es nicht
der Mensch, der mittelbar oder unmittelbar auf die Gewohnheiten der
Vögel einen Einfluß ausgeübt hat, hier war überhaupt kaum ein
Feind zu fürchten, sondern allein die Ausnutzung des Platzes muß
hier für die Gewohnheiten der Tiere bestimmend gewesen sein.
Allerdings hat hier auch ein einheimischer Landvogel die gute Ge-
legenheit benützt, den hier aufgespeicherten Vorrat von Lebensmitteln
für sich verwendbar zu machen. Er hat sich daran gewöhnt, Eier zu
verzehren, eine Anpassung, die gewiß auf dieser Brutinsel sehr
vorteilhaft war. Es ist sehr wohl möglich, daß als Schutz gegen
diesen eierverzehrenden Vogel sämtliche auf Laysan brütenden See-
vögel die Eigentümlichkeit haben, nur ein Ei zu legen. Wenn sie
dieses sofort nach der Ablage bebrüten, so kann es ihnen nicht ge-
raubt werden. Zugleich ist diese Entscheidung aber sicher auch eine An-
passung an den Platzmangel. Jeder Vogel soll — das ist der Sinn
dieser Anpassung — so bald wie möglich mit dem Brutgeschäft zu
Ende kommen, damit neue Individuen seinen Platz auf der
Insel einnehmen können. Da es für das Gedeihen einer Art
günstiger ist, wenn möglichst für Erneuerung des Blutes gesorgt
wird, so wird dieses günstige Resultat eher dadurch erzielt, daß un-
geheuer viele Individuen nur je einen Nachkommen haben, als wenn
weniger Individuen je eine Menge einander blutsverwandter Nach-
kommen hervorbringen. Was aber in besonders verblüffender Weise
die von Menschen unbeeinflusste Entwicklung jener Tiere zeigte, das
war der Umstand, daß sie auch nicht die geringste Furcht vor dem
Herrn der Erde empfanden. Sie hatten offenbar nicht die geringste
Ahnung, mit was für einem gewaltigen Segner sie es zu thun
hatten. Unterdessen werden sie es vielleicht schon von der dungs-
liebenden Handelsgesellschaft erfahren haben, was es heißt, mit
Menschen zu verkehren.

In wie vielseitiger Abhängigkeit vom Menschen gerade die
Vogelwelt steht, das erhellt recht anschaulich aus einer Skizze
Fritz Brauns „Zur Ornithologie des Danziger Höhenzuges“, die dieser
vor kurzem in den Ornithologischen Monatsheften veröffentlicht hat.
Danzig und überhaupt der deutsche Osten war und ist zum Teil
noch jetzt vom übrigen Reiche durch eine große Waldlinie getrennt,
die durch die Städte Neustadt in Westpreußen, Tuchel, Bromberg,
Thorn und Ploß bezeichnet wird. Dichter Wald, nur von kumpfigen
Flußniederungen durchbrochen, bildet für manche Tiere eine unüber-
steigbare Grenze ihres Verbreitungsbezirkles. In den letzten Jahr-
zehnten aber hat sich auch dieser Waldbezirk stetig gelichtet, hier und
da sind offene Stellen entstanden, die als Ackerland dienen. Auch die
Flußniederungen sind zu fruchtbaren Feldern und schattigen Baum-
gängen und gartenreichen Ortschaften umgewandelt worden. Eine große
Anzahl von Chaußen zerteilen den Wald, der sich sowieso in kleinere
Parzellen auflöst. So ist denn seit einigen Jahren in der Danziger
Gegend ein Vogel heimisch geworden, der sonst nie jene Waldlinien
überschritten hatte. Es ist der Girlik, ein hübscher munterer Singvogel
aus der Familie der Finken. Dieser Vogel liebt baumreiche Ge-
genden, aber er vermeidet doch den dichten Wald. In Danzigs
Umgebung sind viele Ansiedlungen und Gärten entstanden, und hier
fühlt sich denn der Girlik so außerordentlich wohl, daß er geradezu
Charaktervogel der Gegend geworden ist. Wahrscheinlich kommt auch
immer neuer Zug von Süden her, denn die Gärten, die Chaußen-
bäume, die die Waldlinie durchbrechen, bilden ja jetzt eine Brücke
von dem alten zu dem neuen Verbreitungsbezirk. Im übrigen sind
die Girlike recht gut für das Zusammenleben mit dem Kulturmenschen
angepaßt. Sie sind nicht so schön wie die Stieglitze und sie werden
deshalb nicht so eifrig von Vogelfestlern verfolgt wie diese. Sie
sind auch nicht so leicht zu fangen wie die Hänflinge, da
sie nicht wie diese in Büschen, sondern auf Bäumen nisten.
In der Danziger Umgebung macht sich zugleich eine Zu-
nahme der Grauammer und eine Abnahme der Goldammer
bemerkbar. Den Grauammer zieht jedenfalls auch der zunehmende
Reichtum an Ansiedlungen und die wachsende Gelegenheit zu
räubern in jenen Landstrich. Da er aber robuster und frecher ist
als sein Vetter, der zierlichere und melodienreichere Goldammer, so
scheint er diesen allmählich zu verdrängen. Auch im Innern der
Stadt Danzig selbst haben sich seit acht bis zehn Jahren Ver-
änderungen in der Vogelwelt vollzogen. Es sind eine Menge von
Hochbauten, vulgo Mietskasernen entstanden, die vom Hausrot-
schwänzchen mit Begeisterung bezogen werden, allerdings nur auf
der Außenseite. Dagegen werden die Schwalben im Innern der
Stadt immer seltener; sie haben einen eingeleichteten Haß gegen die
moderne Kultur und lieben ländliche Offenheit der Thüren, die
Traulichkeit des Viehstalles und eine laze Bau-Ordnung. Für den
Mauersegler, nicht den einzigen im Osten, der sich über Kirchenbau
freut, ist mit der Zunahme der hohen Gebäude eine neue Aera an-
gebrochen, in der er seinem Sport, die Türme im Bildackrus zu
umfliegen, ausgiebig fröhnen kann.

Wie sich in diesem beschränkten Landstrich eine so außer-
ordentlich tiefgehende Abhängigkeit der Vogelwelt von dem Menschen
zeigt, so mag sich überall mit dem Vordringen der Kultur, ja mit

den bloßen täglichen Veränderungen der menschlichen Thätigkeit eine stete Gebietsverschiebung der gesamten Tierwelt, der ganzen lebenden Natur vollziehen. An den Vögeln sind diese Umwälzungen insofern leicht zu konstatieren, weil diese Tiere leicht zu beobachten und ihrer Artenzahl nach weder zu reich noch zu arm sind, als daß eine Kontrolle über sie zu schwierig oder ergebnislos wäre. In Dänemark sind z. B. nach einer jüngst veröffentlichten Zusammenstellung von Gerluf Winge im Laufe des 19. Jahrhunderts gegen 900 Vogelarten beobachtet worden. Von diesen sind jedoch nur 225 regelmäßige Bewohner oder Gäste des Landes, die übrigen 75 sind seltene Passanten. In Deutschland dürften die entsprechenden Zahlen nicht nennenswert größer sein. Es ist aber anzunehmen, daß bereits eine große Zahl von Vögeln im westlichen Mitteleuropa dem kulturellen Aufschwung des Menschen hat weichen müssen. Sicher gehört auch die Mehrzahl der 75 seltenen Passanten, die in Dänemark gesehen worden sind, zu der Gruppe von Vögeln, die ehemals in jenem Lande heimisch, nun aber durch den Menschen verdrängt worden sind. Die Dichtung und Ausrodung der Wälder ist wohl am meisten an dem Seitenverderben vieler Vögel schuld. Möglicherweise hat die Abnahme mancher Vogelarten auch weiterhin einen Einfluß auf die übrige Natur. Die Vögel sind allerdings mehr an andere Lebewesen gebunden, als diese von ihnen abhängen. Einige dienen jedoch anderen Tieren zur Nahrung, sodann tragen die Vögel viel zur Verbreitung von Pflanzen bei, und viele der letzteren, besonders Wasserpflanzen haben sich an diesen Modus, ihr Gebiet zu vergrößern, angepaßt. Ob aber bisher schon eine Pflanzenart verschwunden ist, weil bestimmte Vögel verdrängt worden sind, ist wohl noch nicht bekannt geworden. Jedenfalls sind die Wechselbeziehungen unserer Vögel zu anderen Lebewesen nicht entfernt so unig wie in vielen heißen Gegenden. Dort stehen ja viele Vögel in demselben Wechselverhältnisse zu den Blütenpflanzen wie sonst allgemein die Insekten. Die Vögel haben sich an dem Nektar der Blumen und übertragen den Blütenstaub, der ihnen bei ihrem Mahle an den Federn hängen bleibt, auf die Narben anderer Pflanzen. Hier sind die Vögel und die Blumen in vielen Fällen in ihrer Existenz so eng mit einander verknüpft, daß das Verschwinden der einen Art auch den Untergang der anderen nach sich zieht. Denn eine bestimmte Pflanze hat sich hier mitunter in der Form ihrer Blütenbildung so sehr an die Eigenheiten einer Vogelart angepaßt, daß ihr Nektar nur von dieser geholt und auch der Blütenstaub nur von ihr aufgenommen werden kann. Die Anpassungserscheinungen sind dabei ebenso ausgesprochen wie interessant. Es ist dies ohne Zweifel ein Gebiet, aus dem noch manches Naturwunder bekannt werden wird. Jüngst hat G. v. Lagerheim seine Beobachtungen über „die Bestäubungseinrichtungen von *Brachyotum ledifolium*“ („Botaniska Notiser“, 1899 S. 105—122) veröffentlicht. Bei diesem kleinen südamerikanischen Strauch, der in der Gegend von Quito wächst, sind die Anpassungserscheinungen ebenfalls sehr frappant. Diese Pflanze steht in Wechselbeziehung mit zwei Kolibriarten, doch lockt sie diese nicht etwa durch ihren Nektar, sondern durch die Insekten an, die sich in ihren Blüten finden. Natürlich müssen diese Kerbtiere zuerst durch den Honig angelockt werden, doch sie sind nicht die Vermittler der Befruchtung, sondern sie sind, nachdem sie durch den Nektar gelockt sind, nun ihrerseits der Köder für die Vögel. Der Strauch stellt seine schwefelgelben Blüten mit roten Kelchen an der Spitze der Zweige offen zur Schau. Der herbessfliegende Vogel hält sich schwebend unter einer Blume, steckt seinen Schnabel in die kleine runde Oeffnung der Blumentkrone und holt damit die Insekten hervor, die an den Honigtrüben sitzen. Dabei trifft der Schnabel des Vogels an den Staubbeutel und dieser spritzt eine Wolke von Blütenstaub aus sich hervor, der an den kleinen Federn des Vogelschnabels hängen bleibt. Die Narbe, die aus der Oeffnung der Blüte hervorschaut, erhält schon bei der Annäherung des Vogels eine Dosis Blütenstaub, mit dem die kleinen Schnabelfedern des Vogels schon von einer anderen Pflanze bedacht worden sind. Daß der Strauch keine anderen Tiere anlocken will, geht aus der Form seiner Blüten hervor. Die enge Oeffnung, die nur den dünnen Schnabel eines Vogels durchläßt, macht den Zutritt für Bienen und Hummeln unmöglich. Es fehlt ferner eine trittbrettartige Einrichtung, die es manchen Vögeln allein ermöglichen würde, an die Blüte heranzukommen. Kurzum, es war für die Pflanze ohne Zweifel eine lange Reihe von Formenänderungen nötig, ehe sie diese Vorrichtungen erwarb, die doch schließlich alle darauf hinauslaufen, ihr Schicksal möglichst mit dem der beiden Kolibri-Arten zu verbinden. Durch das Aussterben der beiden Kolibri-Arten würde also wahrscheinlich die Vermehrung und damit die Existenz des Strauches aufgehoben. Und das Aussterben des Strauches würde wieder den Insekten verhängnisvoll, die von seinem Nektar leben. Was für eine Kette von Wechselbeziehungen mag die sämtlichen Lebewesen der Erde verbinden! Kein Glied darf aus dieser langen und verschlungenen Kette genommen werden, ohne daß dadurch die weitgehendsten Verschiebungen und Veränderungen in der Natur eintreten würden. —

Kleines Feuilleton.

st. Coaks. Vom Pfortnerhaus bis dicht am Verwaltungsgebäude der Gasanstalt standen sie in einer Reihe: Frauen in alten, abgemagten Umschlagerüchern, vor sich einen gebrechlichen Kinder-

wagen, Greise mit schwärzlichen Säden in der Hand, Kinder neben roh gefügten Kisten, die auf verbogene Näder gesetzt waren, und einzelne Dienstmädchen mit geschwollenen Händen. Sie sprachen alle gedämpft. Die Kinder, die mit ihren Karren spielen wollten und laut lachten, wurden von den Frauen zur Ruhe gewiesen: „Kommt Ihr denn gar nicht hören? Ihr wißt doch — Ihr seid hier vor dem Verwaltungsgebäude... Erztümt nicht die Buchhalter!“ Hier ist nicht die Strafe!... Nein, diese unvernünftigen Wälder!“ Und sie lächelten über die Dreifigkeit der Kinder.

Dann sahen sie wieder nach den Coakshügeln, die zwischen den beiden gewaltigen Gasbehältern lagen. Von den langgestreckten Röhren wehte der Dampf darüber hin, so daß die Männer, die einer hinter dem andern, Karren voll Coaks auf die Hügel hinaufschoben, wie in weißen Wolken dahinfluchten.

Durch das schwarzgeräucherte Thor kamen noch mehr Frauen und Kinder, die sich zu den andern in die Reihe stellten. Als letzter kam ein älterer Mann. Die Frauen begrüßten ihn: „Na, Vater Schubert, immer noch frisch?“

„Immer noch frisch und heiratslustig!“ antwortete er vergnügt und zwinkerte mit den Augen. „Wie wär't dem mit uns, Mutter Brunow?“ Damit blieb er vor einer schwächlichen Frau stehen.

Sie sah verlegen zu ihm auf.

Er schmunzelte und schleppte sich mit seinem Tragekorb weiter: „Ach je ja, unsere macht noch Wize. In dabei... in dabei is man gerade so ausgelaugt, wie det schwarze Zeug, det da liegt.“ — Er machte eine Handbewegung nach dem Coakshügel. — „Noch keene sechzig, in schon schief in krumm von det Stehn uff't Gerüste in Regen und Wind.“ Lachend fügte er hinzu: „Aber deswegen man immer noch frisch! Ja, Se soll'n mal sehn, Löfflern, wie id Ihnen heute wieder Ihren Sad uff meinen Korb nehme.“

„Det lassen Se man lieber... Se wissen doch, neilich wurde Ihnen ooch mit eenmal so schwindlich.“

„Jh... id bin wieder ganz frisch.“

„Na, nehmen Se sich lieber in Acht... det Wetter...“ mahnte die Frau.

So standen sie eine ganze Zeit lang still und ruhig in der kalten Luft, die ab und zu einzelne Tropfen auf die Erde streute. Endlich kam der Aufseher. In die bleichen Gesichter lehrte wieder Leben. Die ganze Reihe folgte ihm nach dem Coakshügel, wo jedem sein Maß zugemessen wurde. Vater Schubert murzte unterwegs: „Da hat man wieder kalte Beene gekriegt. Da soll man sich nu wat zum Feuern, wat zum Wärmen holen, in bringt denn so 'ne Eiskälte mit nach Hause.“

Aber als der Coaks in die Wagen und Säde rollte, half er den Frauen doch beim Anladen und Fortschaffen der Bürde. Viele wehrten ihm; er sollte sich schonen. Doch er konnte es nicht unterlassen, den Galanten zu machen. Als die Löfflern ihr Teil zugemessen bekam, war er schon hochrot vor Anstrengung. Sie wollte nicht, daß er ihren Sad sich noch aufbürde.

„Aee, nee; Löfflern, Sie sind zu schwach for so 'ne Budelei. Lassen Se man, id bin an so wat jelohnt.“

Und er schritt lustig voraus.

Bis vor das Verwaltungsgebäude ging es. Da wurden ihm die Beine schwer. Er taumelte und ließ sich auf die Ballustrade der Treppe sinken. Mit müdem Gesicht, wie vergebens nach Luft ringend, sagte er noch: „Ach... Du...“

Dann fiel er der schreienden Löfflern in die Arme. —

Musik.

— Das älteste deutsche Saiteninstrument, dem man ein Alter von 1200—1800 Jahren zuschreiben kann, und das sich bis heute erhalten hat, befindet sich im Berliner Museum für Völkerkunde und wird in der Zeitschrift „Der deutsche Instrumentenbau“ näher beschrieben. Das seltene Stück, vielleicht ein Aulikum, ist aus den Ausgrabungen der Alemannengräber von Oberflacht bei Zuttlingen in das Museum gelangt. Diese Gräber enthielten reiche Beigaben, darunter auch das Saiteninstrument, das etwa einer Lyra gleicht und die Gestalt eines Siesellnedts hat. Der flache Körper ist ausgehöhlt, ein Deckel aufgeleimt, und das zwischen dem Schenkel oben angebrachte Querstück hat sechs Löcher, durch welche die Saiten gingen. Das Gräberfeld von Oberflacht gehört dem 5.—7. Jahrhundert an. Ältere Saiteninstrumente, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, sind nicht bekannt. —

Archäologisches.

c. Ein in Tunis entdecktes römisches Mosaikpflaster. In Oglet-Arha, 70 Kilometer südöstlich von Sfax in Tunis hat man auf einer Anhöhe in einer Tiefe von 1—1,50 Meter die Reste eines großen Badhofes oder einer Villa aus römischer Zeit entdeckt. Die Ausgrabungen, über die Gaudler in dem soeben erschienenen „Bulletin Archéologique“ berichtet, werden von Dubois fortgesetzt, aber haben schon jetzt zu interessanten Ergebnissen geführt. Bemerkenswert ist vor allem das dabei aufgefundenen Mosaikpflaster eines großen Saales, vielleicht eines Atrium. Die Schwelle und das Gemälde, an das sich ein geometrisches Motiv anschließt, werden von derselben Umrahmung umschlossen. Nach dem Stil der Ausführung gehört das Mosaik etwa in die Mitte des 2. Jahrhunderts. Die Schwelle ist mit Nautenmustern geschmückt, die in ein Rechteck eingeeignet sind. Das Gemälde, das nur verstimmt erhalten ist, stellt eine Hirschjagd auf Gazellen dar. Der Schauplatz ist eine weite Ebene mit Olivenbäumen, hoch gewachsenen Cypressen,

bicht belaubten Orangebäumen und Weinbergen bepflanzt. Die Zeichnung verrät eine genaue Beobachtung der Natur. Die Jäger sind ohne Hut, mit glatt abgeschnittenem Haar und bartlosem Gesicht. Sie tragen kurze Röcke, deren Kermel mit großen länglichen Streifen und an den Schultern mit menschlichen Fingern bestickt sind. Um den Hals ist gewöhnlich eine belfarbige Strawatte geknüpft, deren beide Enden auf die Brust herabhängen. Die Beine sind nackt, und die Fußbekleidung besteht aus einer Art von Halbschuhen von verschiedener Höhe. Die Gazellen-Jäger sind in verschiedener Stellung dargestellt. Einige stehen aufrecht und halten ihr Pferd am Zügel, andere traben gemächlich dahin, während einige in wildem Galopp davon sausen. Kein Jäger ist bewaffnet. Sie haben nur eine Reitgerte, oder eine Peitsche, deren Stiel in einem Ring erdigt, durch den der Riemen gezogen ist. Die beiden Gazellen des Wildes sind in voller Lebendigkeit gezeichnet. Die eine nagt an einem Laubbüschel, während die andere, durch das Geräusch schon aufmerksam geworden, den Kopf hebt. Die Gazellen-Jagd war damals ein sehr beliebter, aber auch sehr nützlicher Sport, da die Gazellen alle Unpflanzungen verwüsten. So war das dargestellte Motiv ein sehr zeitgemäßes Thema, das der Künstler wahrscheinlich auf besonderen Wunsch des Bestellers nach der Natur ausgeführt hat. Das Mosail ist aber auch deshalb von besonderem Interesse, weil es beweist, daß damals in diesen Gebieten eine hohe Blüte der Baunkultur gegenüber der Getreidekultur vorherrschte und die Ebene nicht nur Olivenbäume, sondern auch Wein und Drogen getragen hat. —

Technisches.

sm. Unterseeische Boote. In der diesjährigen Hauptversammlung der schiffsbautechnischen Gesellschaft redete Herr E. Busley, der früher Professor an der Marine-Akademie in Kiel war und jetzt im Dienste der Vulkanwerft in Stettin steht, über die modernen Unterseeboote. Daß Professor Busley zu sehr abschprechenden Urteilen darüber kam, ist gewiß der Regierung ebenso unangenehm, wie den Besitzern und Aktionären der großen Schiffswerften; denn es wäre doch offenbar höchst fatal, wenn gerade in dem Augenblick, wo ein neues Marine-Septendecernat dem Volke ungeheure Lasten auferlegen soll, eine Autorität auf dem Gebiete des Schiffbaues in Namen seiner Wissenschaft hätte erklären müssen, die großen Panzerschiffe seien überflüssig, weil man den Schatz der Stiften durch ein paar Duzend billiger Unterseeboote ebenso gut oder noch besser bewerkstelligen könne!

Ob indes nicht „die Wissenschaft“ nach der Annahme der großen Flottenvorlage zu der Erkenntnis kommt, daß Deutschland doch eine Flottille von Unterseebooten brauche, das kann man vorläufig noch nicht sagen: bei der bekannten rapiden Entwicklung neuer, neuester und allernuester Flottenpläne in Deutschland muß man auf alles vorbereitet sein, und es wird deshalb nicht uninteressant sein, einmal einen kurzen Blick auf den jetzigen Stand der Unterseeboot-Frage zu werfen. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde besonders darauf gelenkt, als in der letzten Session der französischen Kammer der Marineminister Lockroy von der Tribüne herab erklärte, Frankreich sei mit der Konstruktion der Unterseeboote so weit gediehen, daß es vor anderen Mächten den üblichen „erheblichen Vorsprung“ habe. Thatsächlich haben außer Frankreich noch Spanien, Italien, Nordamerika und Deutschland Versuche mit Unterseebooten angestellt; auf der Aierle Werk erinnert ein sehr interessantes Bruch noch heute an derartige Experimente in den sechziger Jahren. Ersthaft in Frage kommen aber nur eigentlich die französischen Konstruktionsversuche, allenfalls noch die amerikanischen.

Die erste Aufgabe, die dem Erbauer eines Unterseebootes gestellt wird, ist diese, daß er seinem Fahrzeug die Fähigkeit giebt, entweder in der Ruhe oder in der Bewegung in eine bestimmte Tiefe hinabzusteigen und sich dort zu halten. Eng damit zusammen hängt ferner die Aufgabe, dem Schiffchen soviel Stabilität zu geben, daß ein Umkippen und Untersinken unmöglich ist. Aber es genügt nicht, daß das Boot in die Tiefe geht und sich dort aufhalten kann, sondern es muß sich dort auch bewegen und orientieren können. Diese Aufgaben sind im wesentlichen als gelöst zu betrachten. Auch die Bewaffnung der Fahrzeuge mit Torpedo-Apparaten ist gelungen, so daß theoretisch ihrer Verwendung zu kriegerischen Zwecken nichts mehr im Wege steht. In der Praxis steht es freilich noch ein wenig anders aus. Schon bei den Versuchen mit dem ersten französischen Boote, Gymnote, nach dessen Modell noch zwei andere vollendet und sechs begonnen sind, stellte sich heraus, daß einerseits die Orientierung unter Wasser mit den bisherigen Hilfsmitteln außerordentlich schwierig und daß andererseits der Aktionsradius der Fahrzeuge zu klein sei, mit anderen Worten, daß die Schiffe nicht sicher auf ein bestimmtes Ziel losfahren und sich nicht weit genug bewegen können. Man treibt diese Schiffe durch elektrische Accumulatoren; aber man kann ihnen davon nur eine gewisse Anzahl mitgeben, weil die Bleimassen das Schiffchen zu sehr belasten; andere Mittel zur Aufspeicherung elektrischer Kraft als Blei-Accumulatoren sind aber bisher nicht entdeckt worden.

Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, hat man ein anderes System erdacht. Der französische Marine-Ingenieur Launoy baute ein Boot (Klarwal), das sowohl an der Oberfläche als auch unter Wasser

fahren kann. Führt es oben, so wird es durch eine Dampfmaschine getrieben, die zugleich die Möglichkeit bietet, die Accumulatoren zu füllen. Mit einem solchen Boote kann man von der französischen Küste nach England hinüberfahren, dort seine Torpedos verschleßen und wieder über den Kanal zurückkehren. Damit gewinnt die Sache aber offenbar eine gewisse marinetechnische Bedeutung, deren Folgen die Völker, trotz dem Vortrage des Herrn Busley, bald erfahren werden!

Alle Unterseeboote sind eigentlich nichts anderes, als eine Verlebendigung des Torpedos, wenn man ein solches Wort gebrauchen darf. In der Zeit der elektrischen Scheinwerfer, der Maschinentanonnen und der Torpedoboots-Zerstörer bietet ein Angriff von Torpedobooten auf eine Flotte nur geringe Aussichten auf Erfolg. Aber einem Unterseeboote wären die größten Panzerschiffe hilflos preisgegeben, bis auch dagegen neue Abwehrmittel vom nie rostenden Scharfsinn der Marinetechniker entdeckt sein werden. Die Schraube ohne Ende!

Es ist kennzeichnend für unsere berühmte Civilisation und den Stand der Moral, daß man nirgends noch an eine Verwendung von Unterseebooten zu friedlichen Zwecken ernsthaft gedacht hat. Und doch läge ihre Verwendbarkeit bei der Rettung Schiffbrüchiger nicht außer der Möglichkeit. Nur auf die Zerstörung des Lebens, nur auf die Vernichtung des „Feindes“ gehen die Gedanken, nicht auf die Möglichkeit, Leben zu erhalten und Mitmenschen zu retten. Die Geschichte der Unterseeboote bietet auch eines der besten Beispiele dafür, wie sich die Begriffe der speciellen kriegerischen Moral verändert haben, seit der Krieg selbst mehr und mehr zu einem Geschäft der Techniker geworden ist. Duranti erinnert in einem sehr instructiven Artikel der von Ferdinand Labord herausgegebenen „Grande Revue“ daran, daß der Plan zum ersten Unterseeboote von Fulton, dem Erfinder des Dampfschiffes berührt. Gerade vor hundert Jahren unterbreitete er dem französischen Direktorium den Plan zu einem Fahrzeuge, mit dem man unter der Oberfläche des Meeres fahren könne. Auch er wollte eine Art von Torpedo damit an feindliche Schiffe heranbringen und sie so in die Luft sprengen. „Mit meinem Fahrzeuge“, so schrieb er, „könnte man die Themse blockieren und Londons Handel abschneiden“. Als das Direktorium nicht auf seine Absichten einging, verjuckte er später noch einmal sein Heil beim Konjul Napoleon, um abermals abgewiesen zu werden. Und die Antworten des Marineministers Pleville le Bellet und des Seepräfecten von Vrest, Casarelli, an Fulton sind denkwürdig; sie liefern darauf hinaus, daß man die Verwendung des Unterseebootes Rantilus gegen eine englische Fregatte verbot, weil ein solches Mittel der Kriegsführung der allgemeinen Verurteilung sicher sei; heimtückisch in die Luft gesprengt zu werden, sei kein würdiger Soldatentod! Heute sind wir, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, über solche moralischen Bedenken erhaben; mit der offiziellen patriotischen Moralität würde sich die Geschichte schon vertragen, wenn sie nur praktisch oder im Augenblick erwünscht wäre. In den Berichten über den Vortrag des Herrn Busley findet man wenigstens nur die „Zweckmäßigkeit“ oder „Unzweckmäßigkeit“ der Unterseeboote erwogen. Der „Fortschritt“ liegt auf der Hand! —

Humoristisches.

— Der vorsichtige Verehrer. Edith: „Woraus schließt Du, daß er an eine Heirat mit Dir denkt?“

Erhel: „Er hat mich gebeten, meine Vog-Stunden aufzugeben.“ —

— Vergaloppiert. „... Ja, ja, das kommt davon, wenn man wie toll durchs Leben stürmt!... Was waren Sie denn von Beruf?“

„Zugführer an der Sekundärbahn, Herr Doktor!“ —

Bücher-Einlauf.

— Hugo Salus, Chefrühling. Mit Tuschschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Leipzig, Eugen Diederichs. —

— Karl Hauptmann, Ephraims Breite. Schauspiel. Berlin, S. Fischer. —

— Gabriele d'Annunzio, Der Triumph des Todes. Roman. Berlin, S. Fischer. —

— Wilhelm von Polenz, Thelja Lüdelind. Die Geschichte eines Herzens. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Co., 10 M. —

— Frank Bedekind, Der Liebestrahl. Schwan in drei Aufzügen. München, Albert Langen. 2 M. —

— Frank Bedekind, Die junge Welt. Komödie in drei Aufzügen und einem Vorspiel. München, Albert Langen. 2 M. —

— Korfiz Holm, Arbeit. Schauspiel in drei Akten. München, Albert Langen. 2 M. —

— Björnstjerne Björnson, Die Neuvermählten. Zwei Akte. Deutsche vom Dichter autorisierte Ausgabe besorgt von Julius Elias. München, Albert Langen. 1.50 M. —

— F. Staubs Wilderbusch. Aufbaumundunterricht für Kinder. Vier Hefte mit 50 Doppeltafeln in Farbendruck. Zürich, Gebrüder Künzli. Erstes und zweites Heft. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 10. Dezember.